

Der Mann im Mond

Autor(en): **Durian, Wolff**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 49

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



J. Volmar: Spukhaftes aus Bern-Altstadt. Das Geräusch im Frienisbergerhaus.

fehlen, so erzählen Sie uns ein wenig, wer Sie sind und woher, und was Sie da auf Reisen suchen.“

„Das kann wohl geschehen und ist bald gesagt,“ gab Finkel Antwort. „Was mich betrifft, ich habe vier Jahre lang (es kommt mir aber viel länger vor) Philologie studiert und soll später den Schulbuben daheim das Latein beibringen. Studiert habe ich in Heidelberg und Tübingen, meine Heimat aber ist in Reutlingen, obwohl man das, hoffe ich, meiner Sprache nicht anhört. Und meine Reise geht mit einem kleinen Umweg nach Rom, wo der Papst regiert und wo früher das beste Latein gesprochen wurde. Ich habe mir mit Stundengeben und Abschreiben ein Reise-geld verdient, und weil das bis nach Rom nicht gereicht hätte, hat ein alter Onkel, dem meine Reiselust besser gefällt als mein Schulmeisterberuf, das Fehlende dazugelegt und mir diesen guten Stock mit dem Hirschhorngriff geschenkt, mit dem er selber vor Zeiten als junger Goldschmied sich in der Welt herumgetrieben und das Handwerk begünstigt hat. — Jetzt kommst du dran, Gustav!“

Der angerufene Freund lächelte und wurde rot, er war weder Philolog noch sonst so redegewandt wie Jonas. Auch hatte er bemerkt, daß die beiden vornehmen Fremden mit Behagen und leiser Belustigung von ihrer Unterhaltung Kenntnis nahmen. Doch überwand er schnell das erste Husten und Stoden und brachte seinen Spruch nicht übel heraus. Seine Heimat sei im untern Neckartal und wenn sein Vater noch am Leben wäre, so hätte er wohl auch ein ordentliches Fach studieren und ein Amt erlernen müssen. So aber sei sein Vater früh gestorben, und er habe beim besten Willen an der Schule und am Lernen keine Freude haben können. Und da seine Mutter ihn schon immer verwöhnt, habe sie mit Seufzen ihm schließlich erlaubt zu werden, was er von Kind auf haben werden wollen, nämlich ein Maler. Nun habe er die Kunstschule hinter sich, auch ein kleines Stipendium erhalten, und sei auf dem Wege nach Italien, wohin sein lieber Jugendfreund und halber Vetter ihn begleite. Doch sei er gegen diesen im Vortheil, denn Finkel müsse nach längstens vier Monaten heimkehren und

Schullehrer werden, während er in voller Freiheit dahinziehe und im schönen Italien nach Herzenslust werde wandern und malen dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

Sie wanderten ein gutes Stück
Zusammen durch dies Leben.
Es war nicht Leid, es war nicht Glück,
Sie gingen so daneben.

Sie mühten sich und hielten Schritt,
War oft ein schwer' Beginnen;
Das kam, sie wanderten zu Dritt
In ihrem dunklen Sinnen.

H. Churrow.

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

Das Geräusch im Frienisbergerhaus.

Im Estrich des Frienisbergerhaus vernahm man je-weilen um Mitternacht ein merkwürdiges Geräusch. Man hörte das Knarren und Knacken der Bodenplanen. Es war, als ob jemand umherginge. Dazwischen wurde ein schmerzliches Stöhnen ausgestoßen. Um die Ursache dieses Lärmes zu ergründen, stiegen einst zwei Studenten auf den Estrich. Eine Magd zündete ihnen mit einer Laterne. Lachend und scherzend langten sie oben an. Plötzlich vernahmten sie das Geräusch in unmittelbarer Nähe und spähten erschrocken um sich. Aber sie konnten nichts sehen und kehrten verstört zurück.

Die Dame mit dem Kavalier.

In einem Haus unten an der Junkerngasse vernahmten die Hausleute früher zwischen zwölf und ein Uhr nachts ein Geräusch, als ob eine Dame mit Stöckelschuhen die Treppe hinabginge. Sie sagten, es rühre von einer Dame her, die jede Nacht um die Geisterstunde, von einem Kavalier gefolgt, beide in der Kleidung des achtzehnten Jahrhunderts, droben aus dem Holzhaus trete und mit einem Licht in der Hand im Haus herumwandle.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann im Mond.

Eine phantastische Geschichte, aus der man allerlei lernen kann.

Von Wolff Durian.

Ich krieche ins Bett und drehe die Lampe aus. Unter dem Fenster erscheint ein breiter Streifen von hartem weißem Mondlicht.

Nie habe ich Mondlicht leiden mögen. Aber viele Menschen schwärmen sogar dafür und machen Gedichte über „das blasse Silberlicht des Mondes“. Nun sehe doch einer den brutalen weißen Lichtfleck unter dem Fenster da! Ich verstehe nicht, wie man dabei von blassem Silberlicht reden mag. Und dann: es hat für mich immer etwas Beunruhigendes, dies Licht zu sehen. Nicht weil es gespensterhaft aussieht — ich glaube ja nicht an Gespenster. Aber es liegt doch eine geheimnisvolle Kraft darin, so ein... ich weiß nicht wie... Uaha! Ach ja... schlafen! —

Nein, man kann nicht schlafen: dies widerliche Licht dringt ja durch die geschlossenen Augenlider, es läßt einem keine Ruhe. Ich will mich auf die andere Seite legen und die Decke über den Kopf ziehen...

Klatsch!... Es ist, als wäre da etwas auf die Bettdecke gefallen, ein Tauende oder etwas Ähnliches...

Himmel! Eine Schlange! Oder was ist denn das schwarze Ding dort auf der Bettdecke? Es sieht aus wie der Schlauch unserer Gartenspritze.

Ich richte mich auf und fasse danach. hm... das ist ja dehnbar wie eine Honigschlange! Mehr noch: wie Gummi! Ich ziehe ein wenig an, gleich reißt es meinen Arm zurück. Wollen doch sehen, wer stärker ist. Ich fasse mit beiden Händen zu, stemme die Füße gegen das Bett und ziehe aus Leibeskräften. Mit einemmal gib't einen Ruck: ich werde aus dem Bett geschleudert, sause wie eine Kanonenkugel durchs Zimmer... Kurr! durch die Fensterscheibe... hui! in hohem Bogen hinaus in die Nacht. — —

Wenn du eine Gummischnur hast, so binde einen Stein daran, halte den Stein mit der einen Hand auf dem Tisch fest und ziehe mit der andern die Gummischnur lang aus. Läßt du nun den Stein los, so schnellst er doch wie der Blitz nach dem Finger, der die Gummischnur festhält, nicht wahr? Genau wie dem Stein ergeht es mir: ein Gummiseil, unendlich weit ausgezogen, schnellst mich irgendwohin. Wo nur die Hand sein mag, die es festhält? Es muß eine ungeheure Hand sein.

Ich halte das Gummiseil fest und fliege in rasender Geschwindigkeit aufwärts. Viele tausend Meter hoch muß ich schon über den Häusern sein; lasse ich los, so werde ich zur formlosen Masse am Boden zerschmettert. Es wird empfindlich kalt; ich werde mir einen schönen Schnupfen holen, denn ich habe ja nichts auf dem Leibe als das Hemd.

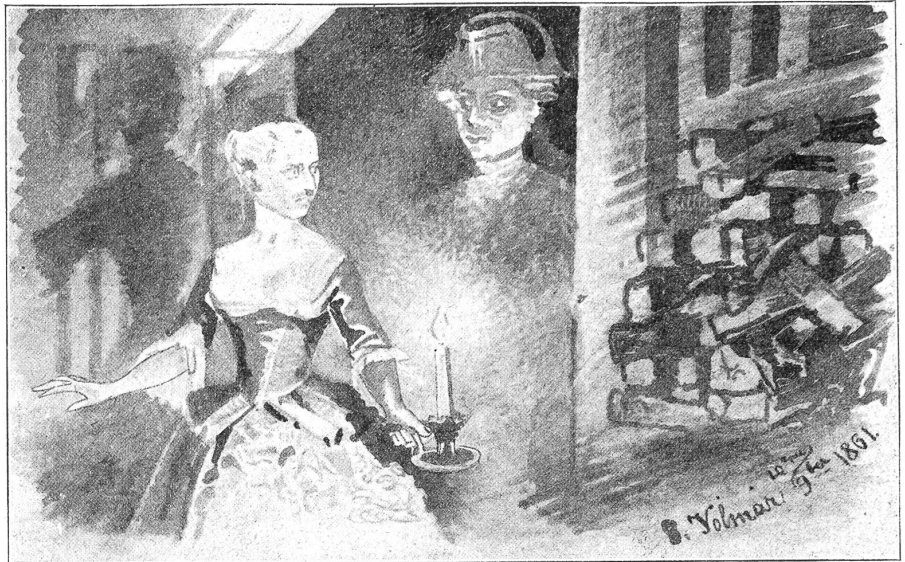
Immer weiter. Die Wolken bleiben hinter mir zurück; klar und schneidend dünn ist die Luft, ich friere entsetzlich. Tränen laufen mir aus den Augen und Blut aus Nase, Mund und Ohren. Ich bekomme nimmer genug Luft. Was soll nur werden?

Jetzt muß ich etwa 11,000 Meter hoch sein, die höchste Grenze, die je ein Luftschiffer erreichte. Die Sinne schwinden mir. Im nächsten Augenblick muß ich ohnmächtig sein... und darf doch das verflixte Gummiseil nicht loslassen! Ein paar Kilometer noch, und ich bin am Ende des Luftgürtels angelangt und fliege in den toten Weltraum hinaus. Abstürzen und zerschmettert werden oder elend erstickten... eins von beiden steht mir bevor. Was soll nur werden?

Mit einemmal sehe ich die Sonne aufgehen. Es wird strahlend blauer Himmel umher. Kein Wölkchen, kein Flöckchen Dunst trübt den klaren Tag. Und das mitten in der Nacht! Es war doch Nacht gewesen, als ich von der Erde aufflog! Bin ich denn schon so hoch, daß ich die Sonne hinter der Erde sehen kann?

Die Luft geht mir aus. Es ist zu Ende. Nun wird es plötzlich Abend und Nacht... tiefe, tiefe Nacht und Eiskälte. Ich fliege im Weltraum. Mein Leben ist verwirrt. —

Seltam! Noch immer fliege ich aufwärts. Um mich her funkeln die Sterne wie Brillanten, die Feuerscheibe der Sonne blendet meine Augen, der Mond strahlt gerade über mir wie ein goldgelber Eierkuchen, und — nun staunst du — ich selber leuchte, leuchte so prächtig, daß ich mühelos eine Zeitung lesen könnte in meiner eigenen Beleuchtung, wenn ich nur das Gummiseil loslassen dürfte. Und trotzdem alles



J Volmar: Spukhaftes aus Bern-Altstadt. Die Dame mit dem Kavalier (Text auf S. 588).

leuchtet umher, ist's Nacht, ewige Nacht, die nie zum Tag werden kann, weil sie leer ist. Der Raum ist leer. Weißt du, was das ist: leer? Kein Mensch kann das begreifen.

Wie ist es nur möglich, daß ich noch lebe — ohne Luft zum Atmen, bei einer Temperatur von 270 Grad Kälte! Es ist eine Wandlung mit mir vorgegangen: während ich furchtbare Qualen litt, als ich durch die höchsten Luftschichten der Erde flog, ist mir nun mit einemmal unsagbar leicht und wohl zumute. Ich fühle keine menschliche Bedürfnisse mehr, ich atme nimmer, mein Puls steht still. Wie ein leuchtender Gott komme ich mir vor. Einen Jubelruf stoße ich aus. Aber kein Laut dringt über meine Lippen. Es ist ja keine Luft da, freilich, und ohne Luft kann auch kein Schall sein. Ewige Totenstille lastet unheimlich über dem unendlichen Raum.

Mein Flug beschleunigt sich immer mehr. Woher das kommen mag? Plötzlich durchzuckt mich ein heftiger Schreck. Die furchtbare Erkenntnis dämmert in mir auf: Ich bin ja verloren! Ich stürze in den Mond!

Eine ebenso einfache wie entsetzliche Berechnung ist das: Wie die Erde, so besitzt auch der Mond Anziehungskraft, nur in viel geringerm Maße. Stelle dir die Entfernung von der Erde zum Mond — es sind 384,000 Kilometer — in zehn Teile geteilt vor, so erstreckt sich die Anziehungskraft der Erde auf $\frac{9}{10}$, die des Mondes auf $\frac{1}{10}$ der Strecke. Ich muß jetzt nahezu 345,600 Kilometer weit geflogen sein und stehe — wie mir die ständig wachsende Geschwindigkeit meines Fluges anzeigt — im Begriff, aus 38,400 Kilometer Höhe — dem letzten Zehntel der Entfernung zwischen Mond und Erde — in den Mond abzustürzen. Es ist mir jetzt klar, daß der Ausgangspunkt des Gummiseils nirgends anders als im Mond zu suchen sein kann. Durch seine Schnellkraft hat mich dieses Gummiseil aus dem 345,600 Kilometer weiten Bereich der Erdanziehungskraft gerissen, jetzt bin ich am Ende des Bereichs der Erde angelangt: die Widerstandskraft der Erdanziehung hört auf, es gibt keine Bremse mehr für die Schnellkraft des Gummiseils; im Gegenteil, die Anziehungskraft des Mondes unterstützt sie noch. In der nächsten Sekunde muß ich mit der Schnelligkeit einer Granate dahinjaulen und beim Aufschlag auf dem Mond zu Atomen zerschellen.

Seht, da habt ihr's schon! Ich überschlage mich ein paarmal, das bisher straffe Gummiseil knickt ein, ich stürze, sause dahin mit rasender Schnellkraft, die immer wächst und wächst: ich schieße dahin wie ein Pfeil, wie eine Pistolenkugel, eine Büchsenkugel, eine Granate! Ich fühle

mich, als hätte ich den Kopf zwischen zwei Mühlsteine gebracht. Und dann habe ich keinen Gedanken mehr. Tiefe Ohnmacht hat sich meiner erbarmt. —

Ich schlage die Augen auf und sehe mir gegenüber ein seltsames menschenähnliches Wesen sitzen, das mich sogleich an eines jener grellen weißschwarzen Reklamebilder erinnert, wie man sie drunten auf der Erde auf Anschlagssäulen oft sieht. Stellt euch vor, ihr erwacht vom Schlafen und seht einen Mann vor euch, an dem alles nur gresles Licht oder pechschwarzer Schatten ist, kein weicher Halbschatten, keine veröhnende Farbentönung — eine lebendige Karikatur aus Kremsferweiß und chinesischer Tusche...! Entsetzt fahre ich vom Boden auf und will einen Schritt zurücktreten. Aber mir wird ganz sonderbar zumute. Der Schritt verfehlt sein Ziel, ich glaube zu fliegen, ich schwanke hin und her wie ein Betrunkener und kann kaum Stand gewinnen, so leicht ist mein Körper geworden. Ich fühle auch nicht, daß ich stehe, denn es kostet meinen Muskeln offenbar nicht die leiseste Anstrengung, den federleichten Körper zu tragen. Endlich umklammere ich einen zentnerschweren Felsblock, um Stand zu gewinnen, aber was ist denn das?! Der Stein gibt nach unter meiner Hand, als wäre er ein Stück Kork. Halb erstaut, halb geärgert versehe ich dem mächtigen Block einen Stoß mit dem Fuß, da fliegt er wie ein Fußball hoch in die Luft. Ich selber verliere das Gleichgewicht und werde gut zwanzig Meter weit fortgeweht. Gerade neben den unheimlichen Mann in Schwarz und Weiß falle ich sanft zu Boden, ohne etwas zu fühlen.

„Sie sind wohl zum erstenmal auf dem Monde?“ sagt eine tiefe krächzende Stimme neben mir.

Ich nide und sehe den Mann an. Das gespenstische Weißschwarz fällt mir nun nicht mehr so sehr an ihm auf, denn, wie ich sehe, sind alle Dinge auf dem Mond so: die dem Licht zugekehrten Teile in greller Beleuchtung, die im Schatten liegenden schwarz wie Tinte. Ich selber sehe jetzt so aus, wie ich an meinen Händen und Kleidern bemerke.

„Können Sie mir erklären, wie ich hierhergekommen bin ohne zerschmettert zu werden?“ frage ich.

„Sie sind auf meine Lunge gefallen,“ sagt der Mann und streicht seinen langen Silberbart. Dann nimmt er ein dünnes Schlauchende vom Boden auf, das oben ein Mundstück hat, ähnlich wie eine Tabakspfeife, steckt es in den Mund und beginnt mit voller Brust zu atmen.

„Auf Ihre Lunge gefallen?“

„Gewiß,“ sagt der Mann; „meine Lunge liegt da drüben.“ Und er zeigt auf eine ungeheure Masse hin, die gerade vor uns liegt. Ich hatte das bisher für ein Gebirge gehalten.

„Das ist feinstes Gummi, eben wieder frisch mit irdischer Luft vollgepumpt.“

„So,“ sage ich, „da haben Sie ja eine recht geräumige Lunge. Sie sind wohl der berühmte Mann im Monde, von dem ich schon in der Kinderschule hörte?“

„Der bin ich,“ lacht der Mann. „Aber wie kommen Sie denn hierher?“ „Das möchte ich wohl auch wissen,“ sage ich. „Ich erinnere mich nur, daß in der Nacht ein Gummiseil auf mein Bett fiel, daß ich danach faßte, aus dem Bett gerissen wurde und durchs Fenster in den weiten Raum hinausflog, daß ich endlich das Übergewicht bekam und kopfüber mit der Geschwindigkeit einer Kugel auf den Mond zu stürzte und dabei das Bewußtsein verlor.“

„Hm,“ macht der Mann im Mond, „also ein Gummiseil ist auf Ihr Bett gefallen, und Sie haben sich daran festgehalten? Das war meine Atemröhre sozusagen.“

„Ihre Atemröhre?“

„Gewiß. Sehen Sie, das ist das Ende davon,“ lächelt der Mann und zeigt mir das Endchen Schlauch, das er immer von Zeit zu Zeit zum Munde führt, um einen Zug daraus zu tun wie ein Tabakraucher aus der Pfeife.

„Sie müssen wissen, ich habe eine Art Sammellunge aus Gummi mitbekommen, als ich zum Mann auf dem Monde ernannt wurde, denn hier oben kann mir ja eine gewöhnliche Lunge nicht nützen, weil der Mond keine Atmosphäre um sich hat wie die Erde. Diese Gummilunge ist allerdings etwas umfangreich, wie Sie vorhin bemerkt haben, hat aber dafür den Vorteil, daß sie in dreißig Mondjahren nur einen Atemzug zu tun braucht. Einmal nur in hundert Jahren brauche ich meine Gummilunge vollzupumpen und habe dann genug zu atmen.“

„Nun sollen es mit einemmal hundert Jahre sein,“ bemerke ich.

„Erdenjahre,“ sagt der Mann im Mond. Dreißig Mondjahre sind etwa hundert Erdenjahre, denn der Mond braucht dreißigmal soviel Zeit, sich um seine Achse zu drehen wie die Erde. Eine Mondhalbkugel ist 15 mal 24 Stunden ununterbrochen dem Sonnenlicht und dann ebensolange der Finsternis ausgesetzt. Also währt der Mondtag 720 Stunden.“

„Und wie fangen Sie es nun an, um Erdluft in Ihre Gummilunge zu pumpen?“ „Dies geschieht, indem ich meine Luströhre auf die Erde senke. Diese Luströhre ist aus einer überaus dehnbaren Gummiart hergestellt. Sie ist 40,000 Kilometer lang und oben an der Rieselunge befestigt. Will ich nun diesen meinen Gummiatemschlauch auf die Erde senken, so bringe ich da, wo er in die Sammellunge mündet, eine Drosselklammer an, die ihn luftdicht abschließt, und setze meine Luftpumpe in Bewegung, die die noch im Lungenreservoir befindliche Luft auf ganz engen Raum zusammenpreßt, ähnlich wie im Zylinder eines Luftgewehrs. Nun stecke ich eine 9-Zentimeter-Meteoreisenkugel in die vordere Öffnung des Schlauchs, befestige die Kugel mit einer geschmiedeten Zugkette am Schlauch und öffne den hinteren Verschluss an der Luströhre. Pfeisend, unter riesigem Druck schießt die zusammengepreßte Luft in die Atemröhre und schleudert sie hoch empor. Nun trifft der Stahl mit voller Gewalt auf die Kugel; es tut einen furchtbaren Knall, und das Geschöß saust mit ungeheurer Gewalt in den Raum hinaus, immer weiter, ohne zu ermüden, denn die Mondanziehungskraft ist gering, und Luftwiderstand ist keiner vorhanden. Weil es aber mit einer Kette am Schlauch befestigt ist, so reißt es diesen mit sich in die Höhe. 40,000 Kilometer weit! Von da ab geht die Sache leicht. Die Anziehungskraft der Erde wirkt jetzt auf die Kugel ein, sie stürzt mit immer wachsender Geschwindigkeit der Erde zu und dehnt den Gummischlauch lang aus. Das geht soweit gut, bis das Geschöß — nun in rasender Geschwindigkeit — in die Erdatmosphäre eindringt; hier aber werden infolge der plötzlich einsetzenden heftigen Reibung des Luftwiderstandes Kugel und Kette weißglühend wie Meteoriten. Natürlich brennt das Ende des Schlauches durch, die glühende Kugel mit der Kette fällt ab und mein Gummischlauch würde sofort wieder auf den Mond zurückschnellen, wenn nicht die Gummilunge wäre, mit der er in Verbindung steht. Diese ist nun nichts anderes als ein luftleerer Raum, und taucht der Schlauch in die Luft der Erde, so schießt diese in dem ihr eigenen Bestreben, immer dem luftleeren Punkt zuzuströmen (woher auch die Winde entstehen) wie ein Wasserstrahl in den Schlauch und durch ihn hindurch bis hier herauf auf den Mond in die Gummilunge, die sich langsam vollsaugt. Der unheimliche Druck, mit dem die Luft sich in den Schlauchmund preßt, dehnt diesen nun mehr und mehr aus und wirkt wie eine Zugkraft. Der Schlauch saugt sich gewissermaßen ein in die Erdatmosphäre und zieht sich immer mehr in die Länge, bis er am Erdboden aufliegt. Dies war der Fall, als er auf Ihr Bett fiel. Sowie nun das Luftreservoir hier auf dem Monde gefüllt ist, hört naturgemäß das Bestreben der Luft auf, durch den Schlauch nach oben zu dringen. Der Zug am Schlauch läßt nach, er schnellt in die Höhe wie jeder andre ausgezogene Gummistrang und kehrt zu seinem

Ausgangspunkt zurück. Sie haben ihn gerade in dem Augenblick erfaßt, als der Druck aufhörte, so flogen Sie mit ihm durch den Weltraum bis hierher. Von 40.000 Kilometer Höhe stürzten Sie ab in den Mond, aber Sie fielen weich. Wie ich Ihnen schon sagte, fielen Sie auf meine frisch gefüllte Lunge. Etliche Male schnellte dieses Ungeheuer von einem Gummikissen Sie noch ein paar hundert Meter in die Höhe. Aber dann saßen sie weich und bequem wie auf einem Sofa.

„Ich bin wohl ins Land der Wunder gekommen!“ sage ich.

„Durchaus nicht,“ erklärt der Mann. „Auf dem Mond geht alles ebenso gleichmäßig zu wie auf der Erde. Das einzige Wunder hier bin ich mit meiner Patentlunge.“

„Ist es vielleicht kein Wunder, mit Felsblöcken Fußball zu spielen und zehn Meter weit fortgespült zu werden, wenn man nur einen kleinen Schritt macht?“

„Gewiß nicht. Das kommt daher, weil der Mond viel weniger Anziehungskraft hat als die Erde. Alles wiegt hier nur den sechsten Teil von dem, was es auf der Erde wiegen würde. Wenn Sie eine Weile Mondbewohner sein werden, so werden Sie sich bald daran gewöhnt haben, daß Ihr Körper nur zehn Kilogramm wiegt, und Sie die Kraft Ihrer Schritte und Bewegungen dementsprechend mäßigen müssen. Man lebt hier sehr leicht und leicht.“

Unterdessen sitze ich sprachlos da und starre zu dem schwarzen Himmel empor. Da erscheint nämlich eben jetzt über dem Ramm der Krater und Berge — der Mond.

„Was soll denn das sein!“ rufe ich aus. „Bin ich denn gar nicht auf dem Mond, oder hat etwa der Mond noch einen Mond?“

„Wenn Sie es so nennen wollen — ja“, lächelt der Mann. „Der Mond des Mondes ist — die Erde.“

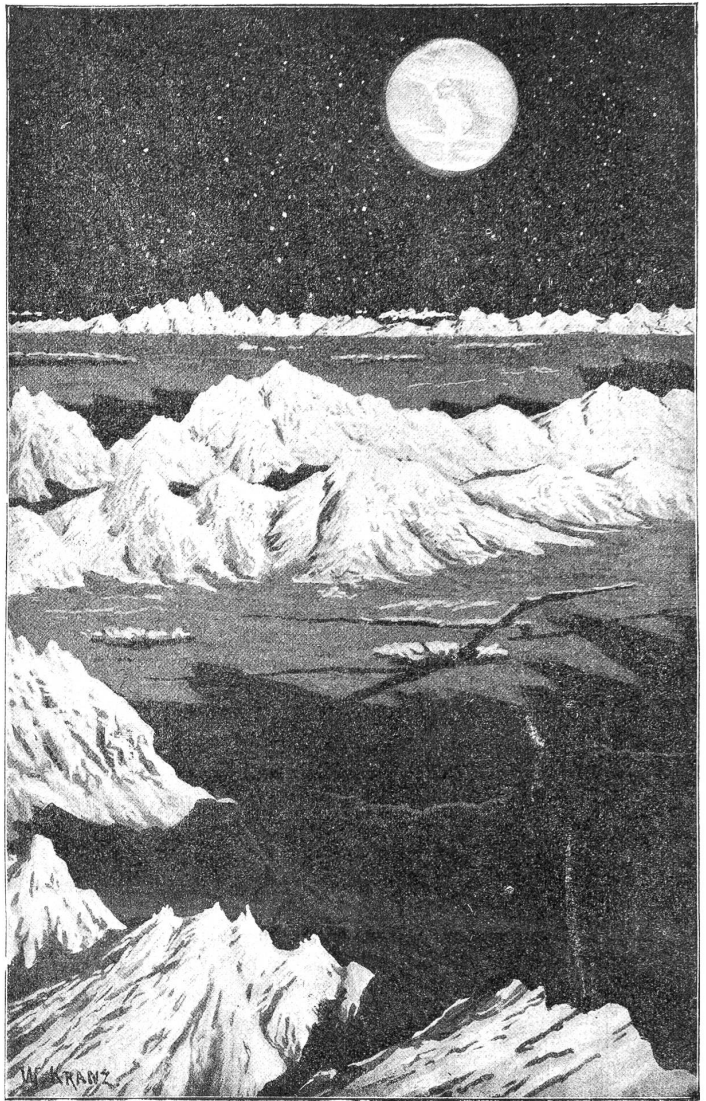
„Das dort soll die Erde sein?“

„Allerdings. Leider ist sie jetzt gerade etwas getrübt durch Wolken, die sich in der Erdatmosphäre vorgelagert haben, sonst könnten Sie die graue Fläche des Atlantischen Ozeans, die schwärzlichen Umrisse von Europa und als kleine Lichtpunkte die Schneegipfel der Alpen sehen. Aber auch so können Sie etwas an Mutter Erde wahrnehmen, was Sie ohne Zweifel interessieren wird. Sehen Sie dort, wie die Wolken um die Mitte der Scheibe merkwürdige Längsfalten und Streifen bilden, die sich alle nach einer bestimmten Richtung hinziehen? Das ist das Reich der Passatwinde, die jahraus, jahrein am Äquator in entgegengesetzter Richtung zur Erdumdrehung wehen. Eben die Umdrehung der Erde erzeugt diesen beständigen Luftzug, gerade wie Wind entsteht, wenn Sie eine kleine Blechbüchse an einer Schnur umwirbeln. Auf der Erde natürlich. Hier oben auf dem Mond weht ja kein Lüftchen.“

„Ja, ich finde es hier unerträglich heiß,“ bemerke ich und erhebe mich vorsichtig, gewikigt durch die bisher mit kraftvollen irdischen Bewegungen gemachten Erfahrungen.

„Glaube ich wohl, daß es heiß ist auf dem Mond,“ lachte der Mann. „Hier gibt's keine Wolken, keinen Regen, kein Wasser, keine Pflanze, kein Tier — nicht die winzigste Alge oder Flechte! Nichts als Steine, auf die die Sonne brennt in unbarmherziger Klarheit. 360 Stunden lang brennt sie ununterbrochen herab, dann mit einemmal — wie man das elektrische Licht ausknipst — ist's finster: — 360 Stunden lang Finsternis. Jetzt eben ist's Tag. Sie sehen alles umher in greller Beleuchtung: wir haben ja keine Atmosphäre, keinen lieblich blauen Himmel, keine zarten Farben hier. Schwarz ist der Himmel des Mondes, blendend weiß der Tag, finster die lange Nacht! Und wenn die Sonne so unerträglich heiß herniederbrennt wie jetzt gibt es nur einen Ausweg — Schatten suchen.“

„O!“ rufe ich, „dann wollen wir aber rasch da hinübergehen und uns hinter den hübschen kleinen Berg dort setzen.“



Der Mond des Mondes ist — die Erde.

„Haha!“ lacht der Mann im Mond, „Sie sind noch nicht gewohnt, Entfernungen in der luft- und dufflosen Mondlandschaft zu schätzen. Dieser „kleine“ Berg dort ist nur 9000 Meter hoch und liegt zwei Tagereisen weit von hier.“

„Kommen Sie jetzt!“ ruft er nach einer kleinen Pause und erhebt sich. Welch eine Gestalt! Abgemagert bis auf die Knochen, ohne Saft und Kraft, schlapp in den Bewegungen, an Stelle von Muskeln und Sehnen nichts als schwammige Fleischwülste unter der runzeligen Haut — so geht er vor mir her. Und ich tripple hinter ihm drein und kann das verteuflte Gefühl nicht loswerden, ich müßte vom Boden weg hinaus in den Weltraum fallen. Wir ersteigen den Rand eines Kraters und halten Umschau: Weit- hin nichts zu sehen als Steine, Licht und Schatten, erloschene Krater, tote Berge — ein unsagbar trostloser Anblick.

„Armer Mann,“ sage ich, „daß Sie einsam in dieser toten Steinwüste leben müssen!“

„Nun,“ lächelt der Mann im Mond, „ich werde ja künftig Ihre Gesellschaft genießen.“

„Wie? Sie wollen mich hier behalten?“

„Natürlich. Es bleibt wohl auch keine andere Wahl.“ sagt der Mann.

„Da täuschen Sie sich,“ rufe ich. „Sie sollen staunen, was für Sprünge man mit irdischen Schenkel- und Waden-

muskeln ausführen kann. Ans Ende des Mondanziehungsbereiches will ich springen. Und zehnmal lieber auf der Erde zerfchmettert werden als auf dem Monde leben!“

Ich nehme einen kleinen Anlauf und springe ab. Wie ein Pfeil fliege ich auf, hoch empor. In weiter Ferne sehe ich die toten Krater unter mir; sie sehen aus wie gierig geöffnete Rachen, die nach mir schnappen wollen, aber immer ferner und kleiner werden sie... Und dann — falle ich zurück, die Rachen werden größer und größer, und da steht auch der Mann im Mond mit einem höhnischen Lächeln auf den runzeligen Lippen und fängt mich in den Armen auf. Wütend reiße ich mich los und springe wieder... und noch einmal... und noch einmal...

Und da — erwache ich und stehe — auf dem Ende der Dachrinne unseres Hauses. Ein Feuerwehrmann mit blinkendem Messinghelm hat eine Leiter angelegt und hält mich fest um den Leib. Der Mond steht über den Nachbarhäusern und beleuchtet eine Menge Menschen, die sich vor unserm Hause angesammelt haben und unverwandt zu mir heraufstarren. Darunter erkenne ich meinen Vater und meine Mutter, die die Hände ringt... Sonderbar!

Weiter weiß ich nichts.

Es wurde mir am nächsten Tage erzählt, daß man mich plötzlich mitten in der Nacht gesehen habe, wie ich im Hemd auf der Dachrinne spazierte und die tollsten Sprünge ausführte. Es sei nichts übrig geblieben als die Feuerwehr zu alarmieren, um mich herabzuholen. Das sei weiter nichts von Bedeutung, sagte der Arzt. Der junge Mann sei eben ein wenig mondsüchtig. Solche Leute liefen bei Mondschein oft im Haus herum, kletterten aufs Dach, stiegen auf Schornsteine und Dachrinnen, ohne je einen Fehltritt zu tun. Die unglaublichsten Dinge trieben sie um. Und am andern Morgen wußten sie nichts mehr davon.

Auch ich wußte von nichts, als ich am Morgen erwachte. Ich stand auf, kleidete mich an wie alle Morgen, und nur durch Zufall fand ich auf meinem Schreibtisch ein Blatt Papier, auf dem ich meine Handschrift erkannte. Ich nahm es auf und las, las kopfschüttelnd all das, was hier zu lesen steht. Es war meine Handschrift, und doch erinnerte ich mich nicht, jemals dies geschrieben zu haben. Der Mann im Mond? Wie im Leben hatte ich von einem Mann im Mond gehört!

Erst als ich von meiner Mutter das Abenteuer der Nacht erfuhr und hörte, was der Arzt über Schlafwandler sagte, wurde mir klar, daß ich im Traum einen Traum beschrieben habe, so unglaublich es klingen mag.

Ist das nicht sonderbar: eine Geschichte, die im Schlaf geschrieben wurde?

Christfest.

Von Erwin Schlup.

Die Dämmerung legte sich über die kleine Stadt. Sachte fielen die leichten Schneeflocken nieder, glimmerten und glitzerten im hellen Bogenlichte der Straßenlampen. Zahlreiche Menschen gingen dahin, machten ihre letzten Einkäufe in den Kaufhäusern. Vor den Schaufenstern drängten sie sich und bewunderten die lockenden Märchendinge; denn Weihnacht war heute, der Tag der Freude, das Fest der Kinder.

Auf dem Marktplatz aber, wo am Nachmittage ein geschäftiges Treiben geherrscht hatte, war es stille geworden. Nur dann und wann schritt jemand eilig über den weichen Schnee, ein Tannenbäumchen auf der Schulter. Wo heute auf dem weiten Bläse ein Wald junger Tannen gestanden, reckten sich nur noch einige ausgeschauhte, verlassene Dinger in die Höhe. Die Verkäufer luden eben diese Verstoßenen auf die Wagen und zogen vergnügt von dannen — sie hatten ihre Weihnachtsbescherung in der Tasche.

In der Dachwohnung eines alten hochgiebeligen Hauses an einem krummen Gäßchen saß Frau Martha am Tische. Vor ihr lagen einige Papiere und Bildnisse. Es waren Zeugen vergangener Tage, die sie aus dem Schubfach hervorgeholt hatte, um sie in feierlicher Stunde durchzulesen. Kein Licht brannte, und so umging ein dämmriges Dunkel die paar Bilder an den Wänden, die wenigen Möbel und die Gestalt der Frau. Am Fenster, wo sich das Licht aus der Gasse kaum merklich hereinstahl, lehnte Hansjörg, ihr achtjähriger Bube, das Gesicht an die Scheibe gepreßt. Sein Blick ging suchend das Gäßchen hinab.

„Warum nur heut' das Christkindlein nicht kommt?“ Der Knabe murmelte die Worte halblaut vor sich hin. „Warum nur?“

Die Mutter blickte vom Tisch hinüber. Ein Schimmern trat in ihre Augen, ein Blinken, das sich langsam von den Wimpern löste und wie ein Sternlein niederfiel in ihren Schoß.

„Ach Gott! Da war wieder diese gleiche Frage: Warum nur das Christkindlein nicht kommt? Wie oft hatte der Kleine schon gefragt! Und sie hatte ihm immer ruhig Antwort gegeben und hätte es doch eher herauschreiben mögen: Sieh', wir sind arm, und zu armen Leuten findet das Christkindlein den Weg nicht immer!“

Sie erhob sich, zündete die Lampe an und ging zum Schrank, dem sie ein Paket entnahm.

„Komm! Hansjörg; es kommt nicht selbst; aber es hat mir etwas hergeschickt für dich.“

Hansjörg drängte herbei. Die Freude huschte über sein Gesicht, wie die Mutter ihm das Paket übergab und er es voller Hast öffnete.

„D sieh! Mütterchen, eine Pelzkappe! So eine wie die Kojaken haben. Und da! Handschuhe! Und noch Ueberstrümpfe! Gelt, nun kann ich morgen Schlitteln gehen mit Spielmanns Walter und mit Franz?“

Der Knabe hüpfte im Zimmer herum.

„Wenn jetzt noch das Christkindlein gekommen wäre mit einem Tannenbäumchen, mit vielen Lichtlein, Kugeln und Sternchen, wie letztes Jahr, als der Vater noch bei uns war.“

Für die Mutter war es zuviel — eine Wunde fing zu bluten an, die nicht vernarben wollte. Sie sank am Tisch nieder, vergrub das Gesicht in den Händen, und ein krampfhaftes, stummes Weinen schüttelte ihren Körper. Vor einem Jahre, ja, da war das Glück noch mit ihnen; fröhlich verging die Weihnacht, ein frohes Fest — keines von ihnen dachte an eine Trennung, der kein Wiederfinden folgen konnte. O fröhliche Weihnachten! — und zehn Wochen später pochte das Leid an die Türe. Der Tod raffte den Vater des Knaben, ihren Beschützer und Lebensgefährten, hinweg. Ob er wohl heute, droben im Saal der ewigen Sterne, Weihnachten feierte?

Hansjörg schlang seine schlanken Arme um die Mutter und schmiegte sich fest an sie.

„Ach! Mütterchen, laß' doch das Weinen; ich bin ja zufrieden. Und weißt, Vater ist ja im Himmel, und dort muß es heute schön sein. Ganz gewiß hat er mir all' die Sachen geschickt. Ich werde zu ihm beten, daß er auch dich das nächste Mal nicht vergißt. Lieb' Mütterchen, hörst du?“

Hansjörg tröstete und schmeichelte, und das Mütterchen wurde ruhiger. Langsam erhob es sich, küßte den Knaben und zog ihn mit sich auf das Ruhebett. Dort saßen sie, ihre Arme um seinen schwächlichen Leib geschlungen; sein Haupt ruhte an ihrer Brust. Und dann — ganz leise erst und schüchtern fing Hansjörg an zu singen:

Der Weihnachtsglocken Zauberklang

Geht über Dorf und Stadt.

Heim fördert sehnend seinen Gang

Wer nur was Liebes hat!

Ein Engel hold, geht ein und aus.

Und Lichtlein schimmern fein

Und Kinderglück tönt aus dem Haus.

Ein Lied auch fromm und rein.